

Kommissionsbeamte ihren Pass nicht ab, wenn sie die Eingangsschleuse des Berlaymont-Gebäudes passieren. Wenn es bei Kommissionssitzungen wie unlängst darum geht, dass osteuropäische Fernfahrer bei längeren Arbeitseinsätzen, etwa in Frankreich, das Gleiche verdienen sollen wie ihre Kollegen dort, wird die EU-Kommissarin aus Polen schon mal zur Lobbyistin der osteuropäischen Speditionswirtschaft – und extrem knauserig.

Ein Schlüsselroman ist *Die Hauptstadt* dennoch nicht, anders als Koeppens *Treibhaus* etwa, in dem sich Konrad Adenauer oder Kurt Schumacher unschwer ausmachen ließen. Sicher, auch Menasses Kommissionspräsident zieht die Staatschefs „plötzlich an der Krawatte“ oder gibt ihnen „einen kleinen Schubs“. Im Vergleich zu Jean-Claude Juncker aber, der Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán bei einer solchen Gelegenheit schon mal mit „Hallo, Diktator“ begrüßt, wirkt das geradezu zahm.

Das gilt auch für Menasses Kabinettschef. Der Mann mag sich auf bürokratische Winkelzüge verstehen und genau wissen, wie er Fenias ungeliebtes Jubiläumsprojekt ohne großen Eklat verenden lassen kann – Martin Selmayr aber, dem derzeit starken Mann unter den Brüsseler Beamten, vermag er im machiavellistischen Ränkespiel nicht das Wasser zu reichen.

Mit *Die Hauptstadt* ergeht es einem also in gewisser Weise wie mit der neuesten Staffel der US-Polit-Serie „House of Cards“: Nicht mal der wagetüchtigste Drehbuchautor hätte sich einen Donald Trump im Weißen Haus ausdenken können. Gegen den amtierenden Präsidenten wirkt selbst der verschlagene Frank Underwood geradezu zivilisiert. Die Wirklichkeit hat die erfundene Story überholt, das gilt auch für Menasses Roman.

Zwar gibt es eine Vielzahl von Szenen von beinahe zeitloser Komik und Brillanz: Mehrere Abteilungen der Kommission zoffen sich beispielsweise um das europäische Schweinefleisch, dessen Produktion aus unmittelbar plausiblen Gründen die einen fördern, die anderen drosseln wollen. „Der Kompetenzstreit beruhte darauf, dass das Schwein eine Querschnittsmaterie war“, lässt der Autor wissen und zieht uns hinein in den Irrsinn des EU-Zuständigkeitenstrudels. Dennoch: Atmosphärisch vorherrschend ist bei Menasse noch immer die Eurokrise der jüngsten Vergangenheit, mitsamt der umstrittenen, vor allem von der deutschen Kanzlerin durchgesetzten Sparpolitik. Europäische Großkrisen der Gegenwart wie der anstehende Austritt der Briten oder das anhaltende Flüchtlingsunglück spielen hier nur am Rande eine Rolle.

Der Selbstversuch des Autors im Brüsseler Biotop liegt ja auch schon einige Jahre zurück. Die Tage, in denen Brüssel die Hauptstadt der Malaise war, scheinen zumindest fürs Erste vorbei. Brexit und Trump haben vielen Europäern vor Augen geführt, was sie an der EU haben und was sie verlieren würden, sollte der Kontinent in den Nationalismus zurückfallen. Zuletzt zeigte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron, dass man sich mit Begeisterung für Europa nicht verstecken muss. Sein Wahlkampf wirkte beinahe so, als hätte er sich mit Menasses Essay *Der Landbote* in Stimmung gebracht.

AUSSERDEM IM LITERATUR SPIEGEL:	Per Molander: Die Anatomie der Ungleichheit S. 8
Walter Moers und Lydia Rode: Prinzessin Insomnia & der alptraumfarbene Nachtmahr S. 4	Terry Eagleton: Kultur S. 10
Mohsin Hamid: Exit West S. 5	KULTURPROGRAMM IM SEPTEMBER S. 14
Neue Krimis von Friedrich Ani und Christian von Dittfurth S. 7	Abgesang: Ein Gedicht von Percy Bysshe Shelley S. 19
	IMPRESSUM S. 19



Wellen der Angst

Drei Tage und ein Leben macht den Leser zum Komplizen.

Von Katharina Stegelmann

AM 22. DEZEMBER 1999, gegen 14 Uhr, im Wald von Saint-Eustache wird Antoine zum Mörder. Antoine ist zwölf Jahre alt, sein Opfer sechs. Es ist kein Unfall. Rasend vor Zorn, eigentlich aber zutiefst verzweifelt, schlägt Antoine dem kleinen Rémi mit einem Stock gegen den Kopf. Die Erschütterung, die Antoine nach seiner Tat erfasst – und die ihn sein Leben lang begleiten wird –, beschreibt der französische Schriftsteller Pierre Lemaitre beklemmend detailliert und voller Empathie.

Antoine ist einsam, ein sensibler Außenseiter voller Sehnsucht und verwirrendem Verlangen. Sein einziger Gefährte, ein ziemlich hässlicher Hund, der seltsamerweise Odysseus heißt, stirbt gleich am Anfang des Romans *Drei Tage und ein Leben*. Eigentlich gibt es keine zwei moralischen Standpunkte. Antoine hat etwas Schreckliches getan, er müsste sich den Konsequenzen stellen. Er weiß es selbst, er bereut. Doch er fürchtet sich. Auch will er seine Mutter schützen. Er beschließt, seine Tat zu vertuschen. Den Leser hat er inzwischen längst als Komplizen gewonnen, der Junge erweckt mehr Mitleid als Abscheu: „Innerhalb weniger Minuten hat sein Leben die Richtung geändert. Er ist ein Mörder. Die beiden Bilder passen nicht zusammen, man kann nicht zwölf Jahre alt und ein Mörder sein ...“

Dass Lemaitre sein Handwerk als Thrillerautor gelernt hat, wird in diesem spannungsreichen, psychologisch intelligenten Roman sehr deutlich. Manchmal wirkt der Text so nüchtern, als handelte es sich um einen Polizeibericht. Dann wieder gegenwärtig er eine ganz subjektive Sicht. Diese wechselnde Haltung erzeugt Neugier und Anteilnahme. Dabei versucht Lemaitre nicht zu erklären, wie es zu der Tat kommen konnte. Ihn interessiert, wie jemand weiterlebt mit so großer Schuld, wie eine Gemeinschaft so ein Unglück verkraftet.

Zu Beginn der Suche nach Rémi scheint das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Bilderbuchkleinstadt Beauval gestärkt, zugleich schwelen

Aggression und Angst: „Obwohl sich alle für einen guten Zweck einsetzten, lag eine gewisse Eroberungslust und Rachsucht in der Luft, ein Tugend-eifer, den man häufig am Ursprung von Lynchjustiz und rassistischen Ausschreitungen findet. Antoine stand am Fenster und besaß die paradoxe Gewissheit, dass all jene sich entfernenden Menschen sich eigentlich auf ihn zubewegten.“

Lemaitre, 2013 für seinen Erster-Weltkrieg-Roman *Wir sehen uns dort oben* mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet, kann mit seinem Schreiben mehrere Ebenen seiner kunstvollen Versuchsanordnung durchdringen. Die bedrückende Atmosphäre des Ortes, das Abhängigkeitsverhältnis der Bewohner untereinander und die Persönlichkeit von Antoinettes Mutter – all das wird in einem einzigen Absatz elegant beleuchtet: „Madame Courtin war hier geboren, hier aufgewachsen und hatte stets hier gelebt, in einer kleinbürgerlichen Welt, in der jeder von dem beäugt wird, den er beäugt, in der die Meinung der anderen eine überwältigende Kraft entfaltet. Madame Courtin tat in jeder Hinsicht, was sich gehörte, und schlicht deshalb, weil alle um sie herum das taten. Sie hütete ihren Ruf, wie sie ihr Haus hütete, und vielleicht sogar wie sie ihr Leben hütete, denn an einem Verlust ihrer Achtbarkeit wäre sie vermutlich gestorben.“

Fast zwölf Jahre nach seiner Tat hat Antoine eine attraktive Freundin, eine glänzende Zukunft als Arzt scheint vor ihm zu liegen. Aber die Angst, doch noch entlarvt zu werden, kehrt wieder in Wellen unterschiedlicher Intensität. Und dann begeht er eine folgenschwere Dummheit.

Am Ende dieses meisterhaften Romans entgleitet dem Protagonisten sein Leben ein weiteres Mal. Der Autor versteht es, seine Leser bis zuletzt schauen zu lassen.



Pierre Lemaitre: Drei Tage und ein Leben. Aus dem Französischen von Tobias Scheffel. Klett-Cotta; 272 Seiten; 20 Euro. Erscheint am 9. September.